

## Dorf- und Heimatgeschichten

Die Dorfgeschichte, die allgemeinliterarisch in den 40er und 50er Jahren ihre erste Blütezeit hat, ab 1860 dann in eine zweite Phase eintritt (Anzengruber, Rosegger, May, Ganghofer u. a.), ist kinder- und jugendliterarisch geringer vertreten, als man zu erwarten geneigt ist. Für die Jahrhundertmitte sind als hervorstechende kinderliterarische Titel belegt Isabella Brauns »Dorfgeschichten für kleine Knaben und Mädchen« (1857), August Corrodis »Dorfgeschichten für die Jugend« (1858), und Ottilie Wildermuths »Aus Schloß und Hütte« (1861). Freilich dürften die Abgrenzungsprobleme hier groß sein. Sollte man nicht annehmen, daß diese populäre Erzählgattung generell in beträchtlichem Maße zur Kinder- und Jugendliteratur gehörte? Wären zudem nicht zahlreiche Kinder- bzw. Jugenderzählungen, in denen dörfliche oder ländliche Schauplätze ja überaus häufig vertreten sind, dieser Gattung zuzurechnen, auch wenn der Gattungsname nicht fällt? Allerdings fehlt in diesen Erzählungen meist das, was die Dorfgeschichte gerade ausmacht: die detaillierte Beschreibung einer konkreten Landschaft wie der Mentalität, Sitten und Bräuche ihrer Bewohner. Das Dörfliche bzw. Ländliche bleibt nur zu oft blasser Hintergrund, bloße Staffage. Mit dem Erfordernis exakter Topographie und ausgeführterem Lokalkolorit ist die Schwierigkeit benannt, die bei der kinderliterarischen Verwendung der Gattung unweigerlich auftreten muß. So sehr den jungen Lesern das Dorf als überschaubarer Bereich, als Modell der »kleinen Welt« entgegenkommen mag, das Regionalistische dürfte ihnen dort, wo es sich nicht um die eigene Region handelt, in der Regel schwer zugänglich sein.

Bereits Mitte des Jahrhunderts haben sich zwei kinderliterarische Varianten der Dorfgeschichte herausgebildet. Bei der einen ist das Dorf der Handlungsraum, in dem eine größere

Gruppe von Kindern agiert, wobei oft das Schloß, der Gutsherrnsitz, dazuzählt. In der anderen Variante geben mehr der einzelne Hof, die einzelne bäuerliche oder Tagelöhner-Familie den Hintergrund ab, aus dem ein einzelner kindlicher oder jugendlicher Held, oft auch ein Geschwister- oder Freundespaar, hervortritt. Die erste Variante tendiert zum Anekdotischen und zum Geschichtenzyklus (teilweise mit Rahmen), die zweite zur längeren, eine Entwicklung nachzeichnenden Erzählung. Letzterem Modell sind zahlreiche Erzählungen Johanna Spyris verpflichtet, der in den 80er und 90er Jahren überragenden Gestalt auf dem Feld der Heimatdichtung für junge Leser. Wiedergegeben ist hier die Passage aus dem »Heidi«-Roman, in der das vitale Angewiesensein des Kindes auf die »heimatliche Bergluft« erkannt wird, die ihre heilende Wirkung daraufhin sogleich unter Beweis stellen darf. Der in den Vordergrund tretende Stadt-Land-Gegensatz ist typisch für die Dorfgeschichte am Ende des 19. Jahrhunderts.

Aus den Geschichten Peter Roseggers, die ab 1870 erschienen, werden erst Ende der 80er Jahre Auswahlbände für die Jugend zusammengestellt. Nicht zuletzt durch die Propaganda des Hamburger Jugendschriftenausschusses, der eine mehrbändige Jugendausgabe initiierte (1902), ist Rosegger zu einem jugendliterarischen »Klassiker« emporgehoben worden. Der Hamburger Lehrer William Lottig stellt ihn als den naiven neben Theodor Storm als den reflektierten wahren Dichter der Jugend. Roseggers Erzählungen seien dabei nichts für »Bücherverschlinger«, sie verlangten vom jungen (städtischen) Leser, »dem Erzähler willig in eine andere Welt, ja, in eine andere Denk- und Empfindungsweise [zu] folgen«. Doch gleiche sich dies aus durch »den Vorzug unseres Dichters, daß er mit den Augen der Kinder zu schauen und vom Standpunkt des Kindes aus zu schildern versteht« (Jugendschriften-Warte 1900, H. 11). Wie wenig Rosegger tatsächlich »Kinderwelt mit Kinderaugen« sieht, dem heutigen Leser stößt es unmittelbar auf! – Daß es nicht

nur Dorf- und Heimatgeschichten aus konservativer Gesinnung heraus, aus der Ablehnung von Großstadt und moderner Zivilisation gibt, belegen die Heimaterzählungen aus dem Kreis der Bremer Reformpädagogen. Die hier wiedergegebene Geschichte Heinrich Scharrelmanns macht – wie übrigens auch die Roseggers – anschaulich, wie das Geschichtenerzählen im heimatlichen Raum verankert ist. Dieses soll aber mit dem Untergang von Heimat nicht verloren gehen, wie Scharrelmann im Nachwort seinen jungen Lesern glaubhaft zu machen sucht.

Ende des 19. Jahrhunderts bricht die Zeit der »Heimatkunstabewegung« an, zu deren Vertretern Heinrich Sohnrey zählt. Dessen Dorfgeschichten, »für kleine und große Leute erzählt«, erscheinen ab 1886 in immer neuen Auflagen und Zusammenstellungen, einige dann ab 1910 unter der Gattungsbezeichnung »Dorfsjugendgeschichten«. In der hier abgedruckten Geschichte ist der Handlungsort, der Kirchhof, in dem man »ein Geschlecht auf das andere und ein Jahrhundert auf das andere bettete«, Symbol für Beständigkeit und Unwandelbarkeit des dörflichen Lebensraumes. Die von Isabella Braun begonnene Traditionslinie der Dorfgeschichte als heitere Kindergeschichte findet bei Josephine Siebe ihre Fortsetzung; deren Oberheudorfer Geschichten sind zu einem anhaltenden kinderliterarischen Erfolg geworden. Ist Isabella Brauns »Heimstätten« noch regional verortbar – »ein trautes Örtchen im Schwabenlande« –, so ist Oberheudorf ein »freundliches Dörfchen, das irgendwo im deutschen Vaterland liegt, und in dem sich Buben und Mädels so herzensfroh ihres Lebens erfreuen«. Das Ausmaß der bei Siebe vollzogenen Entwirklichung läßt sich nicht zuletzt daran erkennen, daß der auch hier auftauchende Stadt-Land-Gegensatz nur als ein weiterer Anlaß zu komischen Verwicklungen dient. Alles Städtische wird auch bei Siebe abgewertet; die in kinderliterarischer Absicht inszenierte Dorfidylle erscheint jedoch an keiner Stelle bedroht.

JOHANNA SPYRI

## Heidis Lehr- und Wanderjahre

1880; 8. Aufl. 1887

[190] »[...] Nun, du bist doch recht gern in Frankfurt, nicht?«

»O ja«, war die leise Antwort; sie klang aber so, als bedeute sie eher das Gegenteil.

»Hm, und wo hast du mit deinem Großvater gelebt?«

»Immer auf der Alm.«

»So, da ist's doch nicht so besonders kurzweilig, eher ein wenig langweilig, nicht?«

»O nein, da ist's so schön, so schön!« Heidi konnte nicht weiter; die Erinnerung, die eben durchgemachte Aufregung, das langverhaltene Weinen überwältigten die Kräfte des Kindes; gewaltsam stürzten ihm die Thränen aus den Augen, und es brach in ein lautes, heftiges Schluchzen aus.

Der Doktor stand auf; er legte freundlich Heidis Kopf auf das Kissen nieder und sagte: »So, noch ein klein wenig weinen, das kann nichts schaden, und dann schlafen, ganz fröhlich einschlafen; morgen wird alles gut.« Dann verließ er das Zimmer.

Wieder unten in die Wachtstube eingetreten, ließ er sich dem harrenden Freunde gegenüber in den Lehnstuhl nieder und erklärte dem mit gespannter Erwartung Lauschenden: »Sesemann, dein kleiner Schützling ist erstens mondsüchtig; völlig unbewußt hat er dir allnächtlich als Gespenst die Hausthür aufgemacht und deiner ganzen Mannschaft die [191] Fieber des Schreckens ins Gebein gejagt. Zweitens wird das Kind vom Heimweh verzehrt, so daß es schon jetzt fast zum Geripplein abgemagert ist und es noch völlig werden würde; also schnelle Hilfe! Für das erste Übel und die in hohem Grade stattfindende Nervenaufrregung giebt es nur ein Heilmittel, nämlich, daß du sofort das Kind in die hei-

matliche Bergluft zurückversetzt; für das zweite giebt's ebenfalls nur *eine* Medizin, nämlich ganz dieselbe. Demnach reist das Kind morgen ab, das ist mein Rezept.«

[...]

»[...] Das Kind hat keine zähe Natur, indessen, wenn du es jetzt gleich wieder in die kräftige Bergluft hinaufschickst, an die es gewöhnt ist, so [192] kann es wieder völlig gesund; wenn nicht – du willst nicht, daß das Kind dem Großvater unheilbar, oder gar nicht mehr zurückkomme?«

[...]

[212] Heidi [...] stieg die Alm hinan mit seinem Korb am Arm. Die Abendsonne leuchtete ringsum auf die grüne Alm, und jetzt war auch drüben das große Schneefeld am Cäsaplana sichtbar geworden und strahlte [213] herüber. Heidi mußte alle paar Schritte wieder stillstehen und sich umkehren, denn die hohen Berge hatte es im Rücken beim Hinaufsteigen. Jetzt fiel ein roter Schimmer vor seinen Füßen auf das Gras, es kehrte sich um, da – so hatte es die Herrlichkeit nicht mehr im Sinn gehabt und auch nie so im Traum gesehen – die Felshörner am Falkniß flammten zum Himmel auf, das weite Schneefeld glühte, und rosenrote Wolken zogen darüber hin. Das Gras rings auf der Alm war golden, von allen Felsen flimmerte und leuchtete es nieder, und unten schwamm weithin das ganze Thal in Duft und Gold. Heidi stand mitten in der Herrlichkeit und vor Freude und Wonne liefen ihm die hellen Thränen die Wangen herunter, und es mußte die Hände falten und in den Himmel hinaufschauen und ganz laut dem lieben Gott danken, daß er es wieder heimgebracht hatte, und daß alles, alles noch so schön sei und noch viel schöner als es gewußt hatte, und daß alles wieder ihm gehöre. Und Heidi war so glücklich und so reich in all' der großen Herrlichkeit, daß es gar nicht Worte fand, dem lieben Gott genug zu danken. Erst als das Licht ringsum verglühete, konnte Heidi wieder von der Stelle weg. Nun rannte es aber so den Berg hinan, daß es gar nicht lange dauerte, so erblickte es oben die Tan-

nenwipfel über dem Dache und jetzt das Dach und die ganze Hütte, und auf der Bank an der Hütte saß der Großvater und rauchte sein Pfeifchen, und über die Hütte her wogten die alten [214] Tannenwipfel und rauschten im Abendwind. Jetzt rannte das Heidi noch mehr, und bevor der Alm-Öhi nur recht sehen konnte, was da herankam, stürzte das Kind schon auf ihn hin, warf seinen Korb auf den Boden und umklammerte den Alten, und vor Aufregung des Wiedersehens konnte es nichts sagen, als nur immer ausrufen: »Großvater! Großvater! Großvater!«

[...]

[218] Während der Nacht verließ der Großvater wohl zehnmal sein Lager und stieg die Leiter hinauf und lauschte sorgsam, ob Heidi auch schlafe und nicht unruhig werde [...]. Aber Heidi schlief in einem Zuge fort und wanderte keinen Schritt herum, denn sein großes, brennendes Verlangen war gestillt worden: es hatte alle Berge und Felsen wieder im Abendglühen gesehen, es hatte die Tannen rauschen gehört, es war wieder daheim auf der Alm.

PETER ROSEGGER

*Deutsches Geschichtenbuch*

1890

[21] *Dreihundert vierundsechzig und eine Nacht.*

Mein Vater hatte vier große Ziegen im Stalle stehen, so wie er vier Kinder hatte, welche zu den ersteren stets in enger Beziehung standen. Jede der Ziegen hatte ihren kleinen Futterbarren, aus dem sie Heu und Klee fraß, während wir sie molken. Keine einzige gab die Milch auf leeren Barren. Die

Ziegen hießen Zitzerl, Zutzerl, Zeitzerl und Heitzerl und waren, eben auch einer schönen Schenkung zufolge, das Eigenthum von uns Kindern. Das Zitzerl und das Zutzerl gehörten meinen zwei Schwesterchen; das Zeitzerl meinem achtjährigen Bruder Jakoblerle, das Heitzerl war mein!

Jedes von uns pflegte und hütete sein ihm zugetheiltes Gespons in Treue; die Milch aber thaten wir zusammen in einen Topf, die Mutter kochte sie, der Vater schenkte uns dazu die Brotschnitten – und Gott der Herr den Hunger.

Und wenn wir so mit den breiten Holzlöffeln, die unser Oheim geschmitten hatte, und die ihrer Ausdehnung wegen fürs Erste kaum in den Mund hinein, fürs Zweite kaum aus demselben herauszubringen waren, unser Nachtmahl aus-[22]geschaufelt hatten, so nahmen wir Jedes unseren Roßhaarkotzen und legten uns, Eins wie 's Andere, in den Futterbarren der Ziegen. Das waren eine Zeitlang unsere Betten, und die lieben Thiere befächelten uns mit ihren weichen Bärten die Wangen und beleckten uns die Näschen.

Aber, wie wir Kindlein auch in der Krippe lagen, so kam das Einschlafen auch nicht just immer nach dem ersten Lücken. Ich hatte von unserer Ahne eine Menge wundersamer Geschichten und Märchen im Kopfe.

Die erzählte ich nun in solchen Abendstunden, und meine Geschwister waren darüber glücklich, und die Ziegen hörten auch nicht ungern zu; nur daß diese dann und wann, wenn ihnen das Ding gar zu unglücklich vorkam, so ein wenig vor sich hinmeckerten oder mit den Hörnern ungeduldig an den Barren pufften. Einmal, als ich von der Habergais erzählte, die, wenn sie um Mitternacht auf dem Felde schreit, den Haber (Hafer) schwarz macht, und die nichts frisst als die grauen Bärte alter Kohlenbrenner, da begann mein Heitzerl dermaßen zu meckern, daß die anderen drei auch mit einstimmten, bis meine Geschwister schließlich in ein fürchterliches Gelächter ausbrachen, und ich wie ein überwiesener Aufschneider erbärmlich schweigen mußte.

Von derselben Zeit an erzählte ich meinen Schlafgenossen lange keine Geschichten, und ich nahm mir vor, mit dem Heitzerl mein Lebtage kein Wort mehr zu reden.

Da kam der Sonnwendtag. An diesem Tage kochte uns die Mutter den üblichen Eierkuchen, mein liebstes Essen auf der Welt. In diesem Jahre aber hatte uns der Geier die beste Leghenne geholt, so wollte sich das Eierkörblein nicht mehr füllen und als am Sonnwendtag der Kuchen kam, war er ein gar kleinwinzig Kuchlein.

[23] Wehmühtig lugte ich hin auf den Holzteller.

Mein fünfjährig Schwesterchen guckte mich an, und wie wenn es meine Sehnsucht wahrgenommen hätte, rief es plötzlich: »Du, Peterl, Du! wenn Du uns ein ganzes Jahr in jeder Nacht eine Geschichte erzählen magst, so schenk' ich Dir meinen Theil von dem Kuchen!«

Dieser hochherzigen Entäußerung der Kleinen stimmten seltsamerweise auch die Anderen bei, sie patschten in die Händchen, und ich ging die Bedingung ein. So stand ich denn plötzlich am Ziele meiner Wünsche und hatte auch mein Ehrgeiz etwas davon.

Ich nahm meinen Kuchen unter die Jacke hinein und ging damit in die Milchkammer, wo mich Niemand sehen und stören konnte. Dort verriegelte ich die Thüre, setzte mich auf einen umgestülpten Zuber, und ließ meine zehn Finger und das wohlgeordnete Heer meiner Zähne über den armen kleinen Kuchen los.

Aber nun kamen die Sorgen; daß meine Geschwister strenge auf ihrer Forderung bestehen würden, daran konnte kein Zweifel obwalten. Ihr Opfer war groß genug gewesen. – Ich ging auf meinen Hirtenzügen jeden Pecher, Kohlenbrenner, Halter und jedes wohlverfahrene Weiblein, wie ich's im Wald und auf der Heide traf, um eine Geschichte an. Es waren ergiebige Quellen, und ich war jeden Abend in der Lage, meiner Schuldigkeit nachzukommen. Mitunter allerdings war's ein Elend, bis ich was Neues auftrieb, und nach einer Zeit geschah es nicht selten, daß das Schwesterlein

mich unterbrechend von seinem Barren herüber rief: »Du! die wissen wir, die hast uns schon erzählt!«

Ich sah wohl, daß ich auf neue Wege sinnen mußte, und war daher bemüht, das Lesen besser zu lernen, um aus [24] manchen Geschichtenbüchern, wie sie in den Waldhütten nutzlos auf den rußigen Wandstellen herumlagen, Schätze zu ziehen. Nun hatte ich neue Quellen: die Geschichte von der Pfalzgräfin (das Jakoberle sagte immer Schmalzgräfin) Genovefa; die vier Heimonskinder; die schöne Melusina; Wendelin von Höllenstein – ganz wunderbare Dinge zu Dutzenden. Da sagte mein Bruder wohl oft aus seiner Krippe heraus: »Mein Kuchen reut mich gar nicht! Das ist wohl so viel unmöglich schön. Gelt, Zeitzerl?«

Nun wurden die Abende zu kurz und ich mußte eine solche Geschichte in Fortsetzungen geben, womit aber klein Schwesterchen schier nicht einverstanden sein wollte, denn es behauptete, in jeder Nacht eine ganze Geschichte! so sei es ausgemacht.

So verging das Jahr. Ich erwarb mir nach und nach eine gewisse Fertigkeit im Erzählen, und that es sogar hochdeutsch, wie es in den Büchern stand! Oft geschah es auch, daß sich während des Erzählens meine Zuhörer tief in die Kotzen vergruben und vor Schauer über die Räuber- und Geistergeschichten zu stöhnen anhuben; aber aufhören durfte ich doch nicht.

Es war schon wieder der Sonnwendtag nahe, und mit ihm die Lösung meines Vertrages. Doch – ein eigen Geschick! – noch vor dem letzten Abend ging mir gänzlich der Faden aus. Alle meine Erinnerungen, alle Bücher, deren ich habhaft werden konnte, alle Männlein und Weiblein, denen ich begegnete, waren erschöpft – Alles ausgepumpt – Alles hoffnungslose Dürre. Bat ich meine Geschwister: »Morgen ist der letzte Abend – schenkt ihn mir!« War ein Geschrei: »Nein, nein, nichts schenken! Du hast Deinen Sonnwendkuchen kriegt!« Gar die Ziegen mäckernten mit.

[25] Am nächsten Tage ging ich herum, wie ein verlorenes Schaf: Da kam mir plötzlich der Gedanke: Betrüge sie! *Dichte* was zusammen! Aber allsogleich schrie das Gewissen drein: Was du erzählst, das muß wahrhaftig sein! Du hast den Kuchen wahrhaftig bekommen!

Doch geschah im Laufe dieses Tages ein Ereigniß, von dem ich hoffte, daß es im Drange der Aufregung mich meiner Pflicht entbinden würde.

Mein Bruder Jakoberle verlor sein Zeitzerl. Er ging in Kreuz und Krumm über die Heide, er ging in den Wald und suchte weinend und rufend die Ziege. Aber endlich spät am Abend brachte er sie heim. Ruhig aßen wir unsere Suppe, gingen in unsere Krippen, und von mir wurde die Geschichte verlangt.

Es war still. Die Zuhörer harhten in Erwartung. Die Ziegen scharrtten im Wiederkaugen mit den Zähnen.

Nun denn, so sollen sie die Geschichte haben.

Ich sann – ich begann:

»Es war einmal ein großer, großer Wald gewesen. Und in dem Wald war es allweg finster gewesen. Keine Vöglein haben gesungen; nur der Todtenvogel hat geschrien. Wenn aber doch die andern Vögel auch gesungen, da haben auf den Bäumen alle Äste und alle Blätter vieltausend Thränen geweint. Mitten in diesem Wald ist eine Heide, wie der Todtenacker so still, und wer über dieselbe hingehet und nicht umkehrt, der kommt nicht mehr zurück. Ueber diese Heide sind einmal zwei blutige Knie gegangen.«

»Jesses Ma –!« rief mein älteres Schwesterlein aus, und alle Drei krochen unter die Kotzen.

»Ja, zwei blutige Knie«, fuhr ich fort, »und die sind über die Heide dahin geschwebt gegen den finsternen Wald, [26] wie verlorne Seelen. Aber auf einmal sind die zwei blutigen Knie –«

»Ich schenk' Dir mein blaues Hosenband, wenn Du still bist!« wimmerte mein Bruder angstvoll und verbarg sich noch tiefer in die Decke.

»— sind die zwei blutigen Knie stillgestanden«, fuhr ich fort, »und auf dem Boden ist ein Stein gelegen, so weiß, wie ein Leichentuch. Dann sind zwei funkelnde Lichtlein gewesen zwischen den Bäumen, und darauf sind vier andere blutige Knie dahergegangen —.«

»Mein neues Paar Schuh' schenk' ich Dir, wenn Du aufhörst!« hauchte das Jakoberl in seinem Trog und zog aus lauter Furcht das Zeitzerl am Barte zu sich.

»Und so sind alle sechs zusammengegangen durch den finsternen Wald, und heraus auf die Heide und über das Haferfeld herab zu unserem Hause — und herein in den Stall —« Jetzt kreischten alle Drei auf, und sie wimmerten und wußten ihrer Angst kein Ende, und klein Schwesterlein versprach mir mit Zagen seinen Theil von dem auch heuer wieder zu erwartenden, morgigen Sonnwendkuchen, wenn ich aufhöre. Ich aber fuhr fort!

»Jetzt — na, jetzt hab' ich zum Anfang zu sagen vergessen, daß die zwei ersten blutigen Knie unserem Jakoberle, und die vier letzteren seinem Zeitzerl gehört haben — wie sie heut' im Wald herumgegangen sind, und daß die Knie nicht auswendig, sondern nur inwendig blutig sind gewesen.« Brach auf einmal das Gelächter los. »Jeder Mensch hat zwei blutige Knie!« rief Schwesterlein, und die Ziegen mäckereten, daß ein Jubel war.

Ich hatte meine Rolle ausgespielt. Dreihundert vierundsechzig Nächte lang hatte ich gegläntzt als weiser, wahrhaftiger [27] Geschichtenmann; die dreihundert fünfundsechzigste hatte mich entlarvt als argen Schwätzer.

Das Versprechen in Betreff des zweiten Sonnwendkuchens wurde rückgängig gemacht; Schwesterlein erklärte, die Zusage sei nichts als Nothwehr gewesen.

Und die Gläubigkeit meiner Zuhörer hatte ich mir verdorben ganz und gar, und wenn es in Zukunft an irgend einem Erzählten seinen Zweifel ausdrücken wollte, so rief es einstimmig: »Aha, das ist wieder ein blutiges Knie!«

JOSEPHINE SIEBE

## Oberheudorfer Buben- und Mädelgeschichten

1908. 9. Aufl. [um 1925]

[1]

Oberheudorf,

wo es liegt und wie es darin aussieht.

An einem Frühlingstage kamen drei junge Männer auf ihrer Wanderung durch das deutsche Land nach Oberheudorf, das zwischen Gebirg und Ebene liegt. Als sie in das Dorf einzogen, lief ihnen unversehens ein Schweinchen in den Weg. Da rief der erste, der sich leicht über jeden Quark ärgerte: »Pfui, ist das ein abscheuliches, schmutziges Dorf! Hier laufen ja die Schweine auf der Straße herum! Und was für häßliche, baufällige Häuser das Dorf hat!« Er sah dabei immer nur des Schnipfelbauers alten Ziegenstall an, die andern Häuser würdigte er keines Blickes. Schnurstracks eilte er von dannen, und in sein Reisebuch schrieb er: »Oberheudorf ist klein, schmutzig und häßlich.«

Der zweite, der zu denen gehörte, die alles besser haben wollen, sah, als er durch das Dorf ging, immer [2] in die Luft und rief: »Wie niedrig die Berge sind! Und wie weit der Wald entfernt ist! Auf einem der Berge müßte eine Burg stehen. Der Bach müßte breiter sein und brausend bergab stürzen. Ja, dann möchte mir das Dorf gefallen!«

Flugs lief auch er von dannen, und in sein Reisebuch schrieb er: »Es lohnt sich nicht, Oberheudorf anzusehen, es hat keine schöne Lage.«

Der dritte der jungen Leute aber blieb mitten im Dorf stehen und schaute sich um. Er sah die blühenden Fliederbüsche in des Schnipfelbauers Garten und übersah darüber den baufälligen Ziegenstall. Er sah die kleine weiße Kirche, deren spitzes Türmchen sich scharf von dem lichten Frühlingshimmel abhob. Er sah die roten Ziegeldächer der Bau-

ernhäuser in der Sonne leuchten und sah, wie liebevoll der große Apfelbaum seine blütenschweren Zweige über Muhme Lenelies' Häuschen breitete. Wohl waren die Berge nicht allzu hoch, aber schöner, dichter Tannen- und Laubwald bedeckte sie, auf dessen Boden weiche Moosteppiche lagen und zarte, helle Blumen blühten. Wohl war das Bächlein schmal, aber es plätscherte und brauste vergnügt durch das grüne Wiesental und sah aus wie ein aus Silberfäden gesponnenes Gürtelband. Kein Winkelchen im Dorf ließ der junge Mann unbesehen. Er trat auch [3] ein in die Häuser, und freundlich hießen ihn die Bauern willkommen. Er saß dann in den niedrigen, holzgetäfelten Stuben, freute sich über die alten, buntbemalten Truhen, über die großen Schränke mit den dunklen Schnitzereien und die grünen Kachelöfen in den Ecken. Er ließ sich die Milch und das Brot schmecken, das die Bäuerinnen ihm vorsetzten, und freute sich, wie sauber die Höfe und Ställe aussahen, und wie viele, viele Blumen in den winzigen Gärten blühten.

Er saß dann noch lange auf der grünen Bank vor Schuster Pechdrahts Haus unter dem dicken Pfingstrosenbusch und ließ sich allerlei von dem Schuster erzählen. Mit lachendem Behagen sah er den Kindern zu, die auf der Dorfstraße spielten.

[...]

[5] Vielleicht gefällt den Kindern, die dieses Buch lesen, Oberheudorf auch so gut, und wenn sie einmal nicht hinreisen können, so denken sie vielleicht manchmal an das freundliche Dörfchen, das irgendwo im deutschen Vaterland liegt, und in dem sich Buben und Mädels so herzensfroh ihres Lebens freuen.

[65]

### Die Roggenmuhme.

Schulzen-Jakobs Großmutter erzählte einmal im Juli die Geschichte von der Roggenmuhme, die im Sommer im Felde sitzt und das Korn bewacht. Wehe dem Kinde, das in das Feld geht, um Kornblumen, Mohn und Rittersporn zu suchen, und von der Roggenmuhme ertappt wird, wenn es Ähren zertritt! Unweigerlich bekommt es eine schwere Krankheit. In den Mittagsstunden, wenn die Sonne still und heiß auf die Fluren herabbrennt, ist die Zeit, in der die Roggenmuhme am liebsten mit leisen Schritten durch die Felder schreitet. Ihre Haare sind gelb wie das reife Korn, und ihre Augen blau wie die Kornblumen, ihre Lippen rot wie blühender Mohn. Sie ist schön, die Roggenmuhme, aber furchtbar in ihrem Zorn und unerbittlich gegen den, der nur eine Ähre zertritt.

Als die Großmutter fertig war, sagte Jakob: »Ich glaub's net!« Seine kleinen Geschwister sahen ihn erschrocken an, aber Jakob stand auf, streckte die Hände in die Hosentaschen und sagte noch einmal: »Ich glaub's net!«

[66] »Ach, du bist ein dummer, naseweiser Bube«, rief die Großmutter ärgerlich. »Dir könnt's nicht schaden, wenn dich die Roggenmuhme mal ordentlich durchbeutelte, du gehst auch immer mitten ins Feld hinein!«

Jakob verließ trotzig die Stube, ging auf die Dorfstraße und sagte zum drittenmal laut und patzig: »Ich glaub's doch net!«

»Was glaubst du nicht?« fragte der blaue Friede, der am Gartenzaun stand und Jakobs Worte gehört hatte. Der erzählte ihm die Geschichte von der Roggenmuhme, und wie er im besten Erzählen war, kam der dicke Friede herbei, der wollte die Geschichte auch wissen. Jakob fing geduldig wieder an, und nach einem Weilchen kam Heine Peterle; natürlich mußte Jakob noch einmal beginnen. Und da auch noch Bäckermeisters Mariele, die blonde Lisbeth, Anton Friedlich und mehrere andere dazukamen, dauerte die Geschichte

von der Roggenmuhme volle drei Stunden. »Ich glaub's doch net!« sagte Jakob, als er fertig war, und einige stimmten ihm bei, nicht alle, namentlich die Mädel waren nicht abgeneigt, an die Roggenmuhme zu glauben.

Sie stritten alle sehr lebhaft miteinander und hätten sich beinahe ein wenig geprügelt, wenn nicht Jakob auf einmal gerufen hätte: »Ich studier's!«

[67] »Was willst du studieren?« schrieen die andern erstaunt.

»Ob's eine Roggenmuhme gibt. Morgen geh' ich hin und seh' nach!«

Mariete kreischte laut auf, als käme die Roggenmuhme schon um die Ecke herum, Anton Friedlich aber und Heine Peterle riefen so laut bravo!, daß alle Gänse und Hühner auf der Dorfstraße erschrakten und schnatternd und gackernd davonliefen. Und weil gerade Abendbrotzeit war, rannten auch alle Kinder nach Hause. Jakob war auf seinen Einfall sehr stolz und sagte daheim auch zur Großmutter: »Ich studier's!«

»Was, studieren willst du? Aber Bube, du kannst ja net mal richtig schreiben! Beinahe der allerfaulste bist in der Schule, und nun willst du studieren?«

Jakob wurde sehr verlegen, von seinem Fleiß hörte er nicht gerne reden, und ärgerlich brummte er: »Das mit der Roggenmuhme will ich studieren!«

Die Großmutter lachte so herzlich, daß ihr die Brille von der Nase fiel, und sagte: »Studier lieber Lesen und Schreiben, das ist besser!«

Aber Jakob blieb bei seinem Vorsatz. Am andern Tage, der heiß und sonnig war, marschierte er gleich nach dem Mittagessen zum Dorf hinaus. Einige seiner Freunde gaben ihm das Geleit bis an die große Linde, [68] die am Eingang des Dorfes stand. Dann legten sie sich gemütlich in den Schatten, während Jakob auf der sonnigen Landstraße weiter zog, dorthin, wo die Felder seines Vaters lagen. Um die gleiche Mittagsstunde kam von der andern Seite her

ein Bäuerlein. Der führte an einem Strick ein rundes, fettes Schweinchen. Er hatte es auf dem Markt in der Stadt gekauft und kehrte nun in sein Dorf zurück, das eine gute halbe Stunde hinter Oberheudorf lag. Der Bauer war müde und das Schweinchen auch, denn der Weg war sonnig und die Hitze groß. Seufzend blieb der Bauer stehen. Freilich war Oberheudorf nicht mehr weit, und dort gab es ein Wirtshaus, aber vorher hätte er noch gern ein Mittagsschläfchen gehalten. Auf einem schmalen Feldweg, zwischen Kornfeldern, die wie ein goldenes Meer wogten, stand ein wilder Apfelbaum. An den band der Bauer sein Schweinchen, er selbst legte sich an den Feldrand und nach wenigen Minuten schlief er tief und fest.

Das Schweinchen aber hatte keine große Lust zu einer Mittagsruhe. Ungeduldig zerrte und zog es an dem Strick, der nur lose um den Baum geschlungen war, und auf einmal ritsch! war das Schweinchen frei. Vergnügt trabte es davon und kümmerte sich gar nicht [69] um seinen schlafenden Herrn. Das war sehr herzlos, aber Schweine sind nun einmal so.

Je näher Jakob den Feldern seines Vaters kam, desto bänglicher wurde ihm ums Herz. Es war so heiß und still; kaum einen Luftzug spürte man, leise nur rauschten die wogenden Felder. Jakob hatte versprochen, zum Zeichen, daß er wirklich im Felde gewesen war, einen riesengroßen Blumenstrauß zu pflücken. Nicht gerade sehr vergnügt machte er sich an sein Werk, und sorgsam vermied er es, Ähren zu zertreten. Wie er im besten Pflücken war, hörte er plötzlich etwas im Felde rascheln, und erschrocken blieb er stehen und lauschte.

Ein Weilchen war alles still, er mochte sich wohl getäuscht haben. Seufzend pflückte er weiter, doch da – die Haare sträubten sich ihm – deutlich sah er, wie sich etwas im Felde bewegte. Stärker rauschte das Korn, und der Bube blieb vor Angst und Entsetzen ganz still stehen.

Da – tauchte da nicht etwas Helles, Unheimliches auf? Die Roggenmuhme, sie war es – niemand anders!

Jakob wagte gar nicht ordentlich hinzusehen. Mit einem gellenden Schrei ergriff er die Flucht und warf die Blumen weit von sich.

[70] Aber hinter ihm her kam es gerannt, seltsame Töne ausstoßend.

Jakob schrie immer lauter vor Angst. Er wollte über den kleinen Graben, der das Feld von der Landstraße trennte, springen, aber in seiner Aufregung strauchelte er, stürzte und lag plötzlich platt wie ein Frosch in dem Graben.

Plumps! sprang da etwas auf ihn drauf und krabbelte auf seinem Rücken herum; einmal rutschte das unheimliche Wesen nach rechts, einmal nach links.

Und Jakob brüllte in seiner Angst: »Die Roggenmuhme, die Roggenmuhme! Laß mich los, laß mich los!«

Er machte es dabei wie der Vogel Strauß, er steckte seinen blonden Struwelkopf tief in das Gras und zappelte mit Armen und Beinen und schrie, als sollte er auf der Stelle mit Haut und Haaren verspeist werden.

Je lauter Jakob brüllte, desto mehr quiekte die Roggenmuhme auf seinem Rücken. Sie trampelte dabei immer hin und her und stieß ganz merkwürdige Töne aus, die einem Dorfbuben eigentlich hätten bekannt sein müssen. Aber Jakob gab sich keine Mühe, das Gequieke der Roggenmuhme zu »studieren«, er schrie [71] nur, und zwar so kräftig, daß das Bäuerlein am Feldrand davon erwachte.

Erstaunt richtete sich der Schläfer auf. Wo war er denn, und wo war sein Schweinchen?

Er hörte das Gebrüll und das Gequieke, und flugs war er auf den Beinen und rannte dorthin, woher der Lärm kam. Da erblickte er sein Schweinchen, das sich die Leine um die Beine gewickelt hatte, und das hilflos in einem Graben hin und her rutschte und als verkannte Roggenmuhme den armen Jakob in Angst und Schrecken versetzt hatte.

»Na, potz Blitz, was ist denn das für äne Schreierei?« fragte das Bäuerlein und zog sein Schweinchen aus dem Graben.

»Du, Bube, komm doch raus! So än kleenes Schweinchen tut dir doch nischt!«

»Uah, uah, uah!« brüllte Jakob und strampelte und zappelte weiter. Da packte ihn der Bauer kurz entschlossen am Hosenboden und zog ihn aus dem Graben. »Nu sag mir nur, Bengel, warum schreist du denn so?« fragte er kopfschüttelnd.

»Die – die Ro-roggenmu-muhme!« schluchzte Jakob.

»Was?« sagte der Bauer, »den Rock-Muhme? Ja was soll denn das heißen?«

Es dauerte eine geraume Zeit, bis Jakob ihm [72] schluchzend und stammelnd die Sache erklären konnte. »Nä, ä so was! So än blitzdummer Bube, hält mein schönes Staatschweinchen für die Roggenmuhme! Hahaha!« schrie das Bäuerlein und mußte sich geschwind auf einen Meilenstein setzen, sonst wäre er vor Lachen umgefallen.

Jakobs Freunden war unterdessen die Zeit unter dem Lindenbaum etwas lang geworden. Es hatten sich noch einige andere Kinder eingefunden, und sie beschlossen alle zusammen nachzusehen, ob Jakob mit »Studieren« fertig sei. Lustig trabten sie auf der Landstraße hin, und Jakob sah sie schon von weitem kommen. »Jetzt werd' ich aber ausgelacht«, dachte er beschämt, und ohne sich lange zu besinnen, rutschte er in den Graben, kroch am Felde entlang bis zu einem schmalen Weg, und dann rannte er heidi! auf und davon.

»Na, was ist denn das nu wieder?« sagte der Bauer verdutzt und sah dem Ausreißer nach. Aber dann bemerkte er die herankommenden Kinder, und er schmunzelte vergnügt, denn er verstand, warum Jakob die Flucht ergriffen hatte. Er zog also mit seinem Schweinchen den Kindern entgegen, blieb vor ihnen stehen und fragte listig: »Wo wollt ihr denn hin?«

»Schulzens Jakob wollen wir suchen, der »studiert« die Roggenmuhme«, antworteten alle.

[73] »Na, dann geht man wieder nach Hause! Jetzt vor än Weilchen hat die Roggenmuhme einen Jungen mit fortgeschleppt, das wird er wohl gewesen sein!«

Entsetzt starrten sich die Kinder an, dann brachen sie in ein wildes Jammergeschrei aus und rannten spornstreichs in das Dorf zurück.

Dort kamen sie gerade an, als Jakob, der auf einem Umweg das Dorf erreicht hatte, in das Schulzenhaus schlüpfen wollte. »Da ist er ja, da ist er ja! Sie hat ihn losgelassen!« brüllten seine Kameraden und stürzten auf ihn zu; der eine packte ihn am rechten Arm, der andere am linken, einer am Jackenzipfel und einer sogar am Bein.

»Hat sie dich losgelassen?« – »Wie sah sie denn aus?« – »Hat sie dir etwas getan?« so schwirrten die Fragen durcheinander.

Dem armen Jakob wurde himmelangst, und es war sein Glück, daß gerade die Großmutter vor die Haustüre trat und ihn aus den Händen seiner teilnehmenden Freunde befreite. »Was schreit ihr denn so? Was ist denn los?« fragte sie ärgerlich.

»Die Roggenmuhme hat ihn gehabt, sie hat ihn mit fortgeschleppt«, riefen alle zusammen.

»Ich will rein, Großmutter«, bat Jakob ängstlich, und die alte Frau nahm ihn an der Hand und zog ihn [74] ins Haus und klappte seinen Kameraden die Tür vor der Nase zu. Drinnen erzählte der Bube kleinlaut sein Abenteuer, und die Großmutter lachte, aber nur ein wenig, denn nach echter Großmutterweise hatte sie gleich Mitleid mit dem Jungen und versuchte ihn zu trösten. Zu diesem Zweck gab sie ihm ein dickes Honigbrot, das, wie man zu sagen pflegt, Jakob wieder etwas auf die Beine brachte.

Unterdessen war das Bäuerlein nach Oberheudorf gekommen und erzählte im Wirtshaus schmunzelnd Jakobs Abenteuer. So erfuhr das ganze Dorf die Geschichte, und alle lachten darüber. Man lachte noch lange, und Jakob wurde zu seinem Ärger noch recht oft zugerufen, wenn ihm ein Schweinchen in den Weg lief: »Gib acht, da kommt die Roggenmuhme!«

HEINRICH SOHNREY

*Draußen im Grünen*

1910; 3. Aufl. 1913

[5]

*Der Frosch im Grabe.*

Eine Geschichte aus dem Mecklenburgischen.

Im Pfarrgarten blühten die Apfelbäume, und auf dem Friedhofe, der hart an ihn stößt, blühten die Gräber. Aber zwei Männer kamen und stachen von einer unebenen Stelle, die ein längst verfallenes Grab war, den bunten Rasen ab. Und gruben ein neues Grab. Denn während alles ringsum grünte und blühte [6] und schon die jungen Vögel das Fliegen probierten, war der Tod im Dorfe eingekehrt und hatte ein welkes Laub weggenommen, das nicht mehr in den Frühling paßte.

Nun kam von den Wiesen, die sich zwischen dem Kirchhofe und dem kleinen Flusse dehnen, »baben Klaus' Hannes« über die Kirchhofsplanken geklettert. Sein Vater, der Büdner Klaus, wurde zum Unterschiede von den ortsansässigen Kläusen »baben Klaus« genannt, weil er ganz oben im Dorfe wohnte. Ihm gehörte die Wiese, die sich unmittelbar am Kirchhof ausstreckt. Und ihm gehörte auch die blanke Stute, die dort mit einem drollig munteren Füllen weidete und Hannes' Obhut unterstellt war.

[...]

[7] Er dachte daran, was der Pastor am letzten Totensonntage in seiner Predigt gesagt und was alle Leute in der Kirche so mächtig ergriffen hatte. Tausend Jahre bald stand die Kirche, und so viele Jahre war auch schon der Kirchhof alt, der sich rings um die Kirche herumzieht. Und so klein er auch war, und so viele, viele Leute auch im Laufe der Jahr-[8]hunderte gekommen und gegangen waren, so hatte

er doch immer ausgereicht. Weil man eben immer ein Geschlecht auf das andere und ein Jahrhundert auf das andere bettete.

Baben Klaus' Hannes war erst zwölf Jahre alt, aber er dachte darüber nach wie ein Alter.

[. . .]

[11] Noch immer läuteten die Glocken, denn ein Schauer mußte nach dem Herkommen volle zehn Minuten anhalten. Vom Pfarrgarten sangen Grasmücken und Zeisige und Rotschwänzchen mit traulich-lieblichen Liedern in das Geläut hinein, und von den drei alten Kirchhofslinden, die eng wie ein einziger [12] Baum beisammen neben dem Glockenstuhle stehen, zwitscherte ein Star mit allerlei Vogelstimmen, die ihm selbst gar nicht eigen waren, dazwischen. Auf der Wiese wieherte die Stute, als wüßte sie was, und als Hannes sich wieder nach ihr umwandte, sah er dicht vor sich ein junges Fröschlein, das wohl von der Wiese herübergekommen war, um zu sehen, was hier denn so merkwürdiges geschähe. Das Fröschlein hüpfte auf das Grab zu, machte plötzlich kehrt und hopste mit großen Sätzen davon.

Hannes mußte unwillkürlich lachen, weil es wirklich so aussah, als ob der Frosch aus Angst vor dem Grabe so flink davonzukommen suchte.

Ein schabernacksches Gefühl stieg in dem Jungen auf. »Warte ein bißchen!« rief er und setzte ihm nach, hatte ihn auch bald ergriffen.

»Soll ich dich mal in das Grab werfen?« fragte er und hielt das geängstigste Kerlchen, das mit großen, stillen Augen um die Freiheit bettelte, fest in der Hand, dachte aber noch gar nicht daran, es auch wirklich zu tun.

Doch die Gedanken in einem Jungenkopfe! Sie sind wie der Wind, der jetzt um diese Ecke und im nächsten Augenblicke um die andere Ecke weht. Eine heiße Welle kam plötzlich aus [13] seiner Seele herauf, ein an der Angst der hilflosen kleinen Kreatur entzündetes heimliches Lustgefühl wurde

mächtig in ihm, und – er ließ das arme Fröschlein hinunterfallen in das tiefe Grab. Gerade, als das erste Gruftgeläut zu Ende war.

[. . .]

[16] Das Begräbnis war auf drei Uhr angesagt, und Hannes gehörte von diesem Jahre an zu den 12 Knaben, die mit dem Küster, wie in Mecklenburg der Lehrer wegen seiner kirchlichen Obliegenheiten noch genannt wird, [17] dem Sarge nach alter Sitte singend voranschreiten.

[. . .]

Die Bahre stand mitten auf der Diele, und der Sarg war offen, sodaß man schon von draußen das wachsgelbe Gesicht der Toten sehen konnte. Aus der Stube kam ein gedämpftes Schluchzen.

Angesichts des Sarges und der Leiche durchzuckte Hannes wieder ein heißer Schrecken. Wohin er auch seine Gedanken zu lenken suchte, immer wieder, immer gebieterischer kehrten sie mit ihm zu der armen kleinen Kreatur zu-[18]rück, die nun unter diesem Sarge lebendig mit begraben werden sollte. Heiß und kalt durchlief es ihn, und er wußte auf der Stelle nicht zu bleiben.

[. . .]

Immer mehr schwarze Leute kamen in das Haus, Männer und Frauen, blieben still bei der Leiche stehen, als ob sie beteten, und gingen leisen Schrittes vorüber in die Stube.

[19] Und nun war auch der ehrwürdige Geistliche schon da, der den zwölf Knaben freundlich zunickte, Hannes sogar wohlwollend auf den Kopf faßte und dann mit dem Küster an seiner Seite, der gar kein freundlich Gesicht machte, zu den Leidtragenden hineinging.

[. . .]

[22] Langsam bewegte sich der Zug hin zum Grabe, an dessen Rande der Küster zunächst seine Knabenschar aufreichte, bestimmt und [23] mit einer Miene, wie beim Rechenunterricht in der Schule.

So nahe stand Hannes am Rande, daß er hinuntersehen mußte, er mochte wollen oder nicht. Und er brauchte nicht lange zu suchen, er sah den Frosch auf den ersten Blick, sah ihn, wie er wieder von der einen Wand nach der andern hopste und dann wie in Todesangst in einer Ecke sitzen blieb.

Der Geistliche stand und wartete in stiller Würde, bis die Männer den Sarg hinunterließen.

Und die Männer hoben den Sarg und stellten ihn zunächst auf die Balken, die über das offene Grab gelegt waren, während der Küster mit mächtiger Stimme einsetzte:

»Nun lasset uns den Leib begraben« . . .

Die Jungens folgten seinem Beispiele, und ebenso taten die Alten.

Aber baben Klaus' Hannes stand stumm und starr und sah unentwegt in das Grab hinunter.

Nun legten die Männer die Seile um den Sarg, und schon zogen andere die Balken mit scharrendem Geräusch unter ihm hinweg, wobei Erde und Knochen polternd hinunter fielen.

[24] Da bemerkte der Küster das sträfliche Schweigen des Jungen und stieß ihn mit einem grimmigen Blicke leise an die Schulter.

Allmächtiger . . .!

Was war geschehen?

Von allen Seiten drängte man herzu.

»Baben Klaus' Hannes ist in das Grab gestürzt und unter den Sarg gekommen!« ruft jemand. Seine Mutter schlägt sich die Hände vors Gesicht und springt herzu, und sein Vater ist der erste am Grabe, der die Arme hinunterreicht.

[. . .]

Aber was ist das nur? Man sieht sich an, Schrecken in den Augen. Ist denn der Junge wirklich ins Grab gefallen? Nein, freiwillig ist er hinabgesprungen, versichern die, die es am deutlichsten gesehen haben. Alles drängt sich durcheinan-

der. Und da unten läuft und kriecht der Junge aus einer Ecke in die andere, und vor ihm hopst ein kleiner Frosch, der ängstlich darauf bedacht ist, nicht in seine Hände zu fallen.

[25] Der Geistliche ist der erste, der das sieht und der erste auch, der sofort alles begriffen hat. Er richtet sich auf, lächelt unwillkürlich, winkt den Leuten beschwichtigend zu und ruft etwas ins Grab hinunter, das so herzlich klingt, wie wenn ein Vater an seinem Kinde eine ungewöhnliche Freude erlebt hätte.

»Jetzt hat er ihn!« ruft nach einer Weile der ehrwürdige Herr und winkt dem alten Klaus zu. Auch der Küster streckt nun die Arme hinab, und im nächsten Augenblick ist der Junge mit Hilfe der beiden Männer wieder oben. Aus der festgeschlossenen Hand guckt mit großen Augen der kleine Frosch. Hannes springt über einige Gräber hin und läßt den Frosch leicht ins Gras fallen, worauf der in langen, eiligen Sätzen, als fühlte er noch den Schrecken hinter sich, nach den Wiesen zu davonhopst.

Komik und Ernst und Grauen sind eine der seltsamsten Verbindungen miteinander eingegangen, wie's ihrer auf einem Kirchhofe wohl noch nicht gegeben haben mag.

[. . .]

[27] Als baben Klaus' Hannes nach der Beerdigung von dem Geistlichen in den Pfarrgarten gerufen wurde, kam auch der Küster dazu. In seinen sonst so strengen Augen leuchtete etwas unbeschreiblich Weiches. Er faßte den Jungen kräftig an der Schulter und sagte: »Hannes, gesungen hast du schlecht, aber laß gewähren, . . . der Frosch hat uns gezeigt, was für eine brave Ader in dir schlägt. Wir sind quitt, und das nächste Mal singst du auch wieder besser.«

Diese herzlichen Worte des immer hart [28] auftretenden Lehrers rührten Hannes fast noch mehr, als das Lob des Seelsorgers; er stand aber da, wie auf heißen Kohlen, und auf seinem Gesichte brannte eine helle Glut. Denn es bedrückte ihn, beschwerte sein Gewissen aufs Neue, daß er

von den beiden Männern, zu denen er mit großer Ehrfurcht, Liebe und Scheu aufsah, noch so gelobt und gepriesen wurde. Er wandte das Gesangbuch um und um, brach plötzlich in ein heftiges Weinen aus und schluchzte: »Ich hab ja den Frosch selbst hinuntergeworfen, heute mittag, als ich von der Wiese kam.« ...

Der Küster warf den Kopf zurück und sah den Geistlichen an. Der nickte und lächelte wieder sein eigenstes Lächeln voll Güte und Klugheit. Derb faßte der Küster den Jungen bei den Schultern. »Junge!« fuhr er ihn an. Dann aber lachte er wie selten, und der Pastor lachte auch. Aber beide waren einig darin, daß die gute Ader, die in dem Jungen schlüge, durch das offene Geständnis nicht um ein wenig schlechter geworden war. Nein, jetzt erst hatte seine ganze Handlung Hand und Fuß bekommen, wie der Küster sich ausdrückte, und es war Schuld und Sühne in der schönsten, wenn auch seltsamsten Weise von der [29] Welt wieder ausgeglichen, wie der Geistliche hinzufügte.

Nun war auch der letzte Schatten aus Hannes' Seele gewischt. Leicht und froh wie ein Erlöster ging er heim, und so gut wie heute hatte ihm in seinem ganzen Leben kein Abendbrot geschmeckt.

Ob er auch fortan im Dorfe nur noch der Froschhannes genannt wurde, – es kümmerte ihn nicht im geringsten. Es war ein Name, den er sich in der Erinnerung an die um den Frosch ausgestandene Angst und Pein gern gefallen lassen wollte, lag doch immer schon ein bißchen von jener Sühne darin, mit der wir Menschenkinder uns bei Zeiten die Brücke in den Himmel bauen müssen.

## Großstadtprosa und Umweltskizzen

Die in diesem Abschnitt zusammengestellte Prosa verdankt bis auf eine Ausnahme ihre Existenz reformpädagogischen Initiativen aus den Reihen der Volksschullehrer. Eine Lehrerkommission machte sich in den 90er Jahren an die Umgestaltung der Lesebücher für die Hamburger Volksschulen und wandte sich an Schriftsteller mit der Bitte um Lesestücke, in denen sich die unmittelbare Umwelt der Kinder widerspiegeln sollte. Ilse Frapans 1899 erschienene »Hamburger Bilder für Kinder«, die erste Sammlung solcher Großstadtgeschichten, stellten eine regelrechte pädagogische Auftragsarbeit dar. Nach der Jahrhundertwende griffen einzelne Volksschullehrer selbst zur Feder. Mit der Einleitung zu seinen »Streifzügen durch die Welt der Großstadtkinder« von 1905, einer an Lehrer adressierten Sammlung von Unterrichtsentwürfen, legte Fritz Gansberg, Lehrer in Bremen, ein erstes Manifest vor: Dem »Anschauungsunterricht« solle ein »neues Gebiet« erobert werden – die »städtische Kultur«. In den Stadtschulen gelte es, sich von dem »Naturgeschichtlichen, Ländlichen und Dörflichen« zu lösen, um sich der »Welt der Stadtkinder« zuzuwenden. Ausschlaggebend hierfür war das pädagogische Prinzip, nach dem in den ersten Schuljahren nur mit »selbstgemachten Anschauungen der Kinder« gearbeitet werden solle; der »aktiv erworbene Anschauungsbereich« sei »der Kinder wertvollster Besitz«. Dies verlange nicht nur die Wahl städtischer Schauplätze und stadt-kultureller Themen, sondern auch die strenge Einhaltung eines Alltagsrealismus. »Wir werden uns aufs Engste in unseren Schilderungen an die Alltäglichkeit halten müssen«, und dazu sei es »nötig, daß die romanhaften und phantastischen Momente in unseren Erzählungen stark zurückgedrängt werden zugunsten einer lebensgetreuen Situationsmalerei«.

Gansberg setzt sich ab vom bisherigen schulischen Anschau-